

Seine Mutter.

Von Karl Basse.

Am Gehänge stand die Wollfärberei. Unten spülten die wenig belebten Wägen des Küchensees die bunten Kieselsteine glatt und ein Endstück weiter verperrten Hafelmühlränder und dicht verwachsene Brombeerhecken die Aussicht. Das that aber nicht viel, denn der kleine Mann, der da herumbotanisirte, kannte genau Alles, was sich hinter den Büschen barg: den fernem Gutsbock mit dem weissen Herrenhause, den anderen Zipfel des Sees, der sich da herumzog, die Wiesen und Felder, die den von Ködritz gehörten seit zweihundert Jahren. Wie gefagt, er kannte es. Deshalb war er auch gar nicht neugierig, sondern er ging langsam hin, blieb stehen, bückte sich und fügte eine neue Blume zu den übrigen. Der Strauß, den er in der Hand hielt, war schon recht stattlich, aber der kleine Mann schien gar nicht genug kriegen zu können. Wenn er eine weiße Federnelle am Hange erspähte, kletterte er schwindend empor, und war sie gar roth oder gespreizelt, so hielt ihn überhaupt nichts.

Die Sonne meinte es gut heute. Er blieb öfters stehen, holte ein rothes Schnupftuch herout und trocknete sich die Stirn damit. Es war eine wunderliche Stille ringsum. Kaum ein Gluckfen vom Wasser oder das Rollen der Räder von der Chaussee, die hinter den Hügeln verstedt lag. Ein paar Schmetterlinge flogen auf und lebten sich, eine Eidechse raschelte durch's niedrige Kraut. Das war Alles.

Der Strauß hatte allmählich einen ganz gewaltigen Umfang angenommen, und der kleine Mann entschloß sich, heimzugehen. Er überstieg also den Ramm des nächsten Hügels und sah Felder vor sich, auf denen der Roggen gedieh und gelbe Lupinen leuchteten. Da fachte ihn ein neuer Gedanke. Aengstlich, als ob er ein Verbrechen beging, schlich er sich vorwärts, pflichtete mit zitternder Hand ein paar Aehren, nahm noch ein paar Lupinen mit und eilte dann spornstreich mit seiner Beute auf den Fußpfad zu, der in die Chaussee mündete.

Der kleine Mann hieß Friedrich Fahl. Er wohnte in der dunkelsten Straße des Landstädtchens. Aber das trübte seine Stimmung nicht. Und als er jetzt so die Chaussee entlang marschirte, war er herrlich zufrieden trotz der Gewissensbisse über die entwendeten Aehren und Lupinen. Die Landleute zogen an ihm in Schaaren vorbei; sie waren Vormittags in der Kirche gewesen und wanderten jetzt ihren Dörfern zu. Manchmal flog aus ihren Reifsen auch ein Gruß zu dem Straußträger hinüber, und dann ermangelte Friedrich Fahl niemals, recht tief den Hut zu ziehen. Er hatte ja auch gewiß Grund, bescheiden zu sein! Der Seringste war ihm gegenüber ja doch immer reich und vornehm. Wenn er sich so die Kleinbauern und Inassen ansah — die hatten ihr kleines Gütchen, und wenn es auch nur aus ein paar Morgen Land bestand, hatten ihr Häuschen mit dem kleinen Anbau, wo ihre Eltern das Altertheil verzehrten — ja, die tonnten gewiß zuerst von ihm einen Gruß verlangen. Denn er?

Lieber Himmel, daß er seinen Vater nicht getannt, das ließ sich ja noch leichter verschmerzen. Er wußte auch rein Nichts von ihm. Nur mußte er wohl auch Fahl heißen haben, hieß, das war doch schon Etwas. Geld hatte er gewiß nie belessen, sonst wäre doch sein Sohn nicht so ganz leer ausgegangen. Nein, das that Nichts, deshalb grünte er sich nicht. Er hatte ja sein Auskommen. Aber daß seine Mutter ihm auch unbekannt geblieben! O, du lieber Gott. Er hätte oft an die Menschen herantreten mögen und sagen: „Begrüßte Ihr denn nicht, was das heißt, seine Mutter nicht getannt zu haben! Begrüßte Ihr denn das nicht? Das ist schon an und für sich schlimm, aber nun erst meine Mutter! Liebe Leute, kommt, seht Euch ihr Bild an. Ihr werdet mich verstehen. Und solche Mutter niemals getannt zu haben!“

So hätte er oft sprechen mögen. Natürlich that er es nicht. Seine angeborne Schüchternheit verhinderte es schon allein. Und doch drückte es ihm das Herz ab, besonders in der Zeit, als er zwanzig Jahre alt ward. Jetzt kam der Gedanke seltener, jetzt hatte er einen Ertrag gefunden. . . .

Als er die Ladvthür aufschloß, ging die Sonne für die kleine winkelige Gasse unter, während sie der übrigen Welt noch eine ganze Weile forlleuchtete. Der kleine Mann bemerkte es nicht. Er machte die Thür hinter sich zu und verschloß sie. Dann trat er, ohne sich im Laden weiter aufzuhalten, in sein Zimmer, das ihm als Komptoir, Wohn- und Schlafraum dienen mußte. Es war nichts Auffallendes darin. Die

Möbel ganz einfach und bescheiden, auf dem Tisch eine Kontobuch, und über dem Bett —

„Aber mein, was dort hing, war nicht so ganz einfach. Es paßte sogar nicht recht zu dem Uebrigen. Dort hing ein Rahmen ein Frauenbildniß: ein lauges schmales Gesicht, verträumte, etwas schwermüthige Augen, der Hals freinach der Sitte der Zeit. Auch die Hände konnte man noch sehen. Es waren lange vornehme Hände von schmaler Form und weißer Zartheit, Hände, die nie eine schwere Arbeit gethan, die immer nur still im Schooße geruht hatten, Tag für Tag und Jahr um Jahr. Friedrich Fahl sah vor ihnen wie vor einer Offenbarung. Und er dachte nur immer, wie diese schönen leichten Finger, die keine Rauheit und Unebenheit kannten, einen Streicheln müßten. Und leise, leise wie ein Luftzug ging es dann über sein Gesicht, und sein Gesicht lächelte leise in Sehnsucht und Glück. Jawohl, ihn hätten diese Hände gestreichelt.“ Denn sie gehörten seiner Mutter.

Er mußte auch von ihr nichts. Sie hatte die Erde früh verlassen, dann war er in die Lehre gekommen, als blöder Junge, hatte als Kommiss später hinterm Valentisch gestanden und sich die Hände blau und roth gestoren. Von seinen Erparnissen hatte er sich in Berlin nach der kleinen Photographie, die er besaß, dies große Bild seiner Mutter malen lassen, und als wieder Jahre vergangen waren, konnte er sich hier in dem dunklen Gäßchen den Laden mietzen, in dem trübselig ein Herings- tonne neben einem Petroleumbehälter stand, in dem es Fuder und Seife, Bombons und Wachslichter gab. Reich werden konnte er dabei nicht, das war auch gar nicht sein Streben. Er war glücklich, daß er nun sein eigener Herr war. Denn sein ganzes Leben hindurch, so lange er denken konnte, war er immer nur geduldet worden; aus einer Ecke hatte man ihn in die andere gepufft, und er hätte stets noch „Dante schön“ sagen sollen. O, wie oft war er des Abends, wenn der Prinzipal schlief, in sein Dachkammer gestiegen, um dort jämmerlich zu heulen. Aber dann hatte ihn stets das Bild wieder aufgerichtet, erst das kleine und später das große, und je mehr seine eigenen Hände roth und rissig und plump wurden, um so mehr, schien es ihm, mußte er nur die schmalen weißen der Frau lieben, die ihm geboren. Kam die liebe Sommerzeit, so ging er in seinen freien Stunden in den Wald oder an den See und pflückte die schönsten Blumen, die er sorgsam in's Glas steckte. Nicht für sich etwa, bei Leibe nicht, Alles für das Bild, für seine liebe Mutter. Zu ihr trug er Freude und Schmerz, zu ihr betete er, ihr dankte er Alles, was er erreichte. Seine Kameraden nannten ihn tollpatschig, weil er weder im Trinken noch im Tanzen nach im Kartenspielen recht Stange hielt; die Mädchen lachten ihn aus, seiner biden roten Hände wegen und weil er immer nach Petroleum und seinem Laden roch. Da zog er sich still von Allen zurück, und immer mehr beschränkte er sich auf die stumme Unterhaltung mit dem Bilde. Es fing für ihn an, zu leben, es beschirmte ihn, und wenn er sich nach Tageslast und Arbeit auf sein nicht gerade weiches Lager streckte, sah das Bild herab auf ihn und segnete seinen Schlaf.

Heute am warmen Sonntag geschah es auch, wie immer. Das mächtige Bouquet ward sorgsam in's Wasser gestellt und möglichst nahe an das Bild gedrückt. Dann ging Friedrich Fahl händereibend und lächelnd auf und ab und ließ seinen Blick hin und wieder mit heimlicher Färllichkeit von dem Strauß auf das Bild und vom Bilde auf den Strauß schweifen.

Am nächsten Tage paßte etwas Außerordentliches. Friedrich Fahl bediente gerade ein Dienstmädchen und zog ihr Zucker ab, als ein Fremder in die Thür trat. Es war ein mittelgroßer Mann, über die besten Jahre schon hinaus, mit grauem Bart und verzunzeltem Gesicht.

„Bin ich nicht bei Herrn Fahl?“ fragte er einleitend, und bedeckte den Hut in der Hand.

„Jawohl,“ stotterte der Kleine, „was steht zu Diensten, mein Herr?“ Die Küchensee war neugierig an der Thür stehen geblieben, bequeme sich jetzt aber schweren Herzens dazu, den Laden zu verlassen. So blieben die Beiden allein.

„Ich wollte man —“ sagte der Fremde und holte ein Notizbuch hervor, in dem er zu blättern begann.

Friedrich Fahl zitterte, er wußte selber nicht, warum.

„Sind Sie am 10. September des Jahres 1862 geboren?“

Recht zitterte Friedrich Fahl so, daß er sich am Valentisch festhalten mußte. Er konnte nicht gleich antworten. Und ein gräßlicher Gedanke durchschloß ihn: wenn das der Znspector der von Köd-

ritz'schen Herrschaft war, wenn man ihn gesehen hatte, wenn er wegen Felddiebstahl und Hursfrevdel belangt werden sollte?!

„Ja,“ stammelte er. „Lieber Herr —“ „Ja? Na, dann stimmt es. Erkennst Du mich nicht, mein Junge?“ Und der Fremde breitete lachend die Arme aus. Friedrich Fahl wußte nicht aus noch ein.

Lieber Herr,“ sagte er, noch immer nicht beruhigt.

„Ach was, Herr! Hat sich was mit Herr! Dein leidhaftiger Onkel bin ich, Onkel Dietrich, und Dein Pathe oben-dreien. Na, Du kennst mich ja nicht kennen, das stimmt nu' mal. Aber glauben kannst Du mir's schon. Deine Mutter selig war meine Schwester.“

Es dauerte lange, aber endlich glaubte Friedrich Fahl es doch. Und er kam hinterm Valentisch hervor und stürzte sich wirklich in die ausgebreiteten Arme.

„Uff, Junge,“ meinte der Onkel nachher, „das riecht bei Dir aber nach Petroleum und Hering, Kreuzwetter nicht noch mal! Hast Du hier nicht 'ne Barade, wo man ablegen kann?“

Der Himmel mochte wissen, ob der Neffe es gern that, aber er konnte nicht umhin, den Onkel in sein Zimmer zu führen. Dort setzte sich der alte Mann, trank einen Schnaps und fuhr mit der Hand über den Bart.

„Ja,“ sagte er, „weil's doch nu' schon an die dreißig Jahre sind! Die Zeit kennt mit Postpferde, sagt meine Frau immer, aber ich sag, 'ne 'ne Volomotte. Und da tam ich gerade hierhin in die Nähe, nach Großdorf, da hat mich mein Prinzipal hingeschickt, ich bin nämlich Maschinenbauer, und es war wegen einer Maschine. Und da dacht' ich: nanu kennst Du gleich mal nach-seh'n, was aus dem Fräulein geworden ist, weil's doch Dein Pathefind ist und dann auch von wegen die Alma, die doch meine Schwester war. Deine Vornamen hab ich ja aufgeschrieben und Deinen Geburtstag auch, eben als Pathe. Ich weiß noch, wie die Alma sagte: Fräulein, sagte sie, er soll nach Dir heißen. Na, dabei blieb's auch, denn wenn die Alma was sagte, dann war's halt bombensest.“

Friedrich Fahl hatte die Augen auf das Bild seiner Mutter geheftet, dem der Onkel den Rücken zuehrte. Also das war ihr Bruder! Schwer glaublich, so sehr er auch trachtete, eine Aehnlichkeit zu entdecken. Als der Alte weiter schwieg und sich einen neuen Schnaps einhaß, bat er doch:

„Erzähle mir weiter von meiner . . . Mutter.“

„Nu, das is halt nicht viel zu erzählen,“ fuhr Onkel Dietrich fort. „Ich hab's ja gleich nicht haben wollen, daß sie sich den Schwindsuchtstod abgeben nimmt. Junge, 's war Dein Vater, nichts für ungut. Da hat sie's im Schloß besser gehabt. Aber sie wollte partout. Und nachher hat sie richtig mit Dir Götter dagesessen. Damals war ich schon in meine Maschinenfabrik. Und dann, wie alt kennst Du gewesen sein? zwei, drei Jahre, is sie halt auch gestorben, war so ein gelundes Weib immer. Da hättest Du sehn können, was aus Dir geworden wär, wenn nicht das gnädige Fräulein noch ein Wort gesprochen hätte.“

Der Onkel nickte energisch, während der Neffe sonderbar starr nach dem Bilde sah.

„Was glohest Du denn immer so nach der Wand?“ fuhr der alte Dietrich plötzlich heraus und drehte sich um.

„Jetzt sah er das Bild.“

„Was —?“ fragte er und sprang auf. „Wie kommtst Du'n dazu?“

„Ich hab's nach der kleinen Photographie machen lassen,“ brachte Fahl mühsam und erröthend heraus. Es war ihm weh um's Herz, als hätte der Onkel von seiner Mutter viel zu wenig heilig geredet. Entschuldigend setzte er hinzu: „Man will doch von seiner Mutter — ja, Onkel, ein Bild will man doch haben.“

„Von der —“ Junge, bist Du ein bisschen übergeknapp? Von der Mutter? Der kennst Du allerdings danken. Ohne die da (er wies auf das Portrait) wäre es Dir, als sie Deine Mutter begraben haben, jämmerlich gegangen.“

Er erschrak etwas, denn Friedrich Fahl war weiß geworden, wie der Kall an der Wand, und sah da, unheimlich ruhig, nur die Lippen zitterten etwas.

„Na ja,“ polterte der Alte, um seine Verlegenheit zu verbergen, „das ist doch das gnädige Fräulein vom Schloß, wo die Alma gehobert hat. Wie ein Kind im Hause haben sie sie da gehalten, und was meine Frau ist, die damals meine Braut war, die hat immer gesagt: „Alma, wenn Du da weggehst, dann verdienst Du Prügel.“ Was meinst Du, hat sie sich verliebt, heidi, da wurde Alles in den Wind geschlagen und mußte geheiratet werden. Ich hab's ja vorausgesehen, aber ich wußte, da nützt kein Reden. Und ich tam auch gleich weg, so Stüder zwanzig Meilen weiter, da tonat' ich's erst recht nicht hinbern. Ja, und was ich sagen wollte: Das gnädige Fräulein da, die hat der Alma noch manden Thaler zugestekt, hat ihr sogar ihr Bild geschenkt, die keine Photographie, wozuach das gemacht ist. Die Alma hat von sich selbst ja im Leben kein Bild gehabt. Na, und als sich das gnädige Fräulein verheiratete — Richter heißt sie, von Richter —, da ließ sie Dich Wurm noch zu dem Kerl bringen, zu dem Seilermeister, den kannte sie, und der sollte Dich aufziehen gegen Geld und gute Worte. Mehr weiß ich nicht. Von da biste dann ja wohl in's Heringsgeschäft getathen. Junge, das riecht aber. Na, gib mir die Hand. Die Hände hast Du von Alma'n, die Dinger sind geerd't. Prost!“

Über Friedrich Fahl antwortete nicht. Im Laden tönte die Klingel. Mechanisch sprang er auf. Er war so gewöhnt daran, daher es auch jetzt that. Er bediente auch richtig. Aber er kam nicht gurrüd. Der Kunde war abgefertigt, war gegangen. Onkel Dietrich fühlte sich unbehaglich und trat in den Laden. Da sah der kleine Mann, sein Neffe, auf einer niedrigen Kiste und hatte den Kopf tief in die Hände gelegt.

„Was fehlt Dir denn?“ fragte der Alte verlegen.

Keine Antwort.

„Na, aber Junge!“

Keine Antwort.

Er packte ihn an den Schultern, rüttelte ihn. Friedrich Fahl gab keine Antwort. Der Onkel brumnte etwas vor sich hin, dann setzte er den Hut auf.

„So brauchst Du mich gerade auch nicht rauszuschmeißen,“ sagte er noch, „wo man doch aus gutem Herzen kommt.“

Als er wieder vergeblich auf eine Antwort wartete, drehte er sich zweimal umschlüssig um sich selbst.

„Adieu!“ rief er dann plötzlich und ging brummig von dannen.

Das Läuten der Klingel beim Deffnen der Ladvthür brachte den kleinen Fahl wieder zu sich.

Also nicht seine Mutter! Eine fremde Frau, die vielleicht noch irgendetwas lebte. Er verstand es nicht. Es stürzte Alles in ihm zusammen. Und seine richtige Mutter ein Dienstmädchen mit genau so rothen rissigen Händen, wie die seinen waren!

Er war ein haltloser Mensch geworden und ein ganz einsamer Mensch. Und wenn er daran dachte, wie glücklich er früher gewesen war, schüttelte er verwundert den Kopf. Sie hatten ihm jetzt sogar die Mutter genommen, und das war Alles, was der kleine Fahl in der dunklen Gasse der kleinen Stadt überhaupt besessen hatte.

Der Doppelritter.

Eine Mär von Theophile Gautier.

Was betrübte die blonde Hedwig so sehr? Warum sieht sie schwermüthig in einem verborgenen Winkel? Sie verzerrt ihr Kinn in die Hand, stützt den Ellenbogen auf das Knie; ihr Antlitz ist düsterer als das der Verzweigten und bleicher als die Alabasterstatue, welche über einem Grabe weint. Ueber ihre sammetweiche Wangen rollen eine schwere Thräne, eine Thräne, welche jedoch nie versiegt. Gleichwie der Wassertropfen, der aus dem Felsen gewölbe sicker, mit der Zeit den Granit aushöhlt, so hat diese eine Thräne, welche ohne Unterlaß aus ihren Augen auf ihr Herz fiel, dasselbe durchbohrt.

Hedwig, blonde Hedwig, glaubst Du nicht mehr an Jesus Christus den liebreichen Erlöser? Zweifelst Du an der allmächtigen Fürbitte der allheiligsten Jungfrau Maria? Warum legst Du immer Deine kleinen abgemagerten Hände, die durchsichtig sind wie die der Elfen und der Willis, an Deine Seite? Du wirst Mutter werden; Dein edler Somahl, der Graf Lodbrog, hat, falls Du ihn mit einem Sohne beschenken solltest, das Gelübde gethan, in die Kirche des heiligen Euthbertus einen Altar aus gebiegenem Silber und ein goldenes Ciborium zu stiften.

Ach! Der armen Hedwig Herz durchbohrend die sieben Schwerter der Mater Dolorosa; ein furchtbares Geheimgiß lastet auf ihrer Seele. Vor einigen

Monden kam ein Fremdling auf's Schloß. Das Wetter war stürmisch in jener Nacht: Die Thüme warteten in ihren Fugen, die Wetterfahnen ächzten, die Flamme im Kamin duckte sich, und der Wind schlug an die Scheiben, wie ein zubringlicher Mensch, der Einlaß begehrt.

Der Fremdling war schön wie ein Engel, aber wie ein gefallener Engel; er lächelte süß und blickte mild, und doch machte dieser Blick vor Entsetzen erstarren und flöhte Schrecken ein, als beugte man sich über den Rand eines Abgrundes. Alle Bewegungen dieses Mannes waren verrätherisch schwachend, verrucht anmuthig, gleich denen des Tigers, der seiner Beute auflauert; wie die Schlange den Vogel fascinirt, so bekehrte er die Menschen.

Dieser Fremde war ein fahrender Sänger; seine gebraunte Haut erzählte von anderen Himmelsstrichen, die er gesehen; er sagte, er komme aus dem Innern Böhmens, und hat um gastfreundliche Aufnahme nur für die eine Nacht.

Er blieb, aber nicht nur diese Nacht, sondern noch mand' anderen Tag und mand' andere Nacht; denn der Sturm konnte sich nicht legen, und das alte Schloß erzitterte in seinen Grundfesten, als wollten es die Windstöße entwurzeln und seine Mauerkrone in die schäumenden Wasser des Stromes stürzen.

Zur Erheiterung der langen Stunden sang der Fremdling seltsame Weisen, die Herz und Sinne bewirrt; so lange er sang, sah ein glänzend schwarzer Rabe auf seiner Schulter; mit seinem ebenholzschwarzen Schnabel schlug er den Taat und schien mit den Flügel-Beifall zu klatschen. — Hedwig wurde bleich, bleich wie das Mondlicht; Hedwig wurde roth, roth wie die Morgenröthe, und sie lehnte sich lässig zurück in ihren großen Armstuhl, schwachtend, halb betäubt, berauscht, als hätte sie den unseligen Duft todbringender Blumen eingeathmet.

Endlich konnte der Sänger aufbrechen; lachendes Blau hatte das Himmelsantlitz aufgeheitert. Aber seit diesem Tage weint Hedwig, die blonde Hedwig, unablässig in der Fenserecke. Hedwig ist Mutter; sie hat ein schönes Kind mit blendend weißer und rothiger Hautfarbe. — Der alte Graf Lodbrog hat beim Vieher den Altar aus gebiegenem Silber bestellt und dem Goldschmiede in einer Börse aus Kennthierfell tausend Goldstücke zur Anfertigung des Ciboriums überreicht; es wird groß und schwer werden und viel Wein fassen. Der Priester, der es leeren wird, kann sich rühmen ein guter Trinker zu sein.

Das Kind ist ganz weiß und rosig, aber es hat den schwarzen Blick des Fremdlings: seine Mutter hat es wohl bemerkt. Ach! arme Hedwig! warum hast Du dem Fremdling mit seiner Harfe und seinem Raben so tief ins Herz geschaut? . . .

Der Kaplan tauft das Kind; — man giebt ihm den Namen Olf, ein wunderschöner Name! — Der Sternendeuter steigt auf den höchsten Thurm, um dem jungen Grafen das Horoskop zu stellen. Die Luft ist rein und kalt; die Jaden des schneebedeckten Gebirges bohren sich in den Himmelsrand wie das mit spitzen weißen Zähnen ausgehätzte Gebiß eines Luchses. Gleich Silberjornen funkeln die großen, bleichen Sterne durch das tiefe Blau der Nacht.

Der Stundenschauer fixirt den Aufgang, bezeichnet das Jahr, den Tag und die Minute; er macht mit rother Tinte lange Berechnungen auf einem großen Pergament, das ganz bedeckt ist mit tabulairischen Zeichen; er geht in sein Kabinett zurück und steigt alsdann wieder zum Söller empor. Er kann sich doch in seinen Berechnungen nicht geirrt haben; die Ravidität steht fest wie eine Goldwaage zum Wägen der Edelsteine; trotzdem beginnt er auf's neue: er hat keinen Fehler gemacht.

Der kleine Graf Olf hat einen Doppelstern, einen grünen und einen rothen; der eine grün wie die Hoffnung, der andere roth wie die Hölle; der eine günstig, der andere unheilbringend. Hat ein Kind jemals einen Doppelstern gehabt?

Mit ernster, feierlicher Miene kehrt der Sternendeuter in das Gemach der Wöchnerin zurück und verflündet, während seine knochige Hand den wallenden Magiesart streicht: „Gräfin Hedwig und Ihr, Graf Lodbrog! Zweierlei Einflüsse haben sich bei der Geburt Eures theuren Sohnes geltend gemacht: ein guter und ein schlimmer; deshalb hat er einen grünen und einen rothen Stern. Er ist zweifacher Beeinflussung unterworfen; er wird sehr glücklich oder sehr unglücklich sein; ich weiß nicht, ob das Erstere oder das Letztere — vielleicht Beides zugleich.“

Darauf antwortete der Graf Lodbrog: „Der grüne Stern wird den

Sieg davontragen.“ Aber Hedwig fürchtete in ihrem Mutterherzen, daß es der rothe sein möchte. Sie vergaß das Kinn wieder in ihre Hand, schüttelte den Ellenbogen auf's Knie und überließ sich in einer Fenserecke ihren Thränen. Wenn sie ihr Kind gestillt hatte, war ihre einzige Beschäftigung, durch die Fenserscheiben die Schneeflocken zu betrachten, wie sie so dicht und so eilig herabstamen, als hätte man dort oben die weißen Flügel aller Engel und Cherubine gerupft.

Von Zeit zu Zeit flog ein Rabe vor dem Fenster vorbei und schüttelte trübselig den Schneehauf von seinem Gefieder. Das lenkte Hedwig's Gedanken auf den seltsamen Raben, welcher immer auf der Schulter des Fremdlings geflossen, des Fremdlings mit dem gleichnerischen Tigerblick, mit dem bezugbernden Schlangenzähnen. Und ihre Thränen fließen rascher aus ihren Augen auf ihr Herz, ihr armes, durchbohrt's Herz.

Der kleine Olf ist ein wunderliches Kind: man könnte behaupten, in dieser kleinen, weichen und rosigten Haut fäßen zwei Kinder von verschiedenem Charakter. Den einen Tag ist er gut wie ein Engel, den anderen böse wie ein Teufel; er beißt die Brust seiner Mutter und zerkratzt mit seinen Nägeln das Gesicht seiner Wärterin. Der alte Graf Lodbrog lacht in seinen Bart und sagt: „Olf wird ein guter Soldat werden, er hat kriegerischen Sinn.“ In der That ist er ein unerträglicher kleiner Burche; bald weint er, bald lacht er; er ist launenhaft wie der Mond und schwärmerisch wie eine Frau; er tonmt, geht, bleibt plötzlich ohne ersichtlichen Grund stehen, läßt im Stiche, was er erst begonnen, und loeben noch ausgefaßen und stümmlich, ist er auf einmal hart und unbendiglich; wenn er auch für sich allein ist, scheint er doch ein Preisgespräch mit einer unsichtbaren Person zu führen. Fragt man ihn alsdann nach der Ursache seiner Unruhe, so antwortet er, der rothe Stern quäle ihn.

Olf ist bald fünfzehn Jahre alt. Sein Charakter wird immer unerklärlicher. Obgleich sein Gesicht von vollendeter Schönheit ist, hat es doch einen Ausdruck, welcher peinlich berührt. Der junge Graf ist blond wie seine Mutter und hat die Züge eines Nordländers; aber unter seiner schneeweißen Stirne, welche sicherlich die Stirne derer von Lodbrog ist, funkelt zwischen orangefarbenen Wimpern ein pechschwarzes Auge, aus welchem die Gluth italienischer Leidenschaft flammt, ein verschleierter Blick, graufam und verblüht zugleich wie der des böhmischen Sängers.

Wie die Monde fliehen und wie viel rascher noch die Jahre! Hedwig ruht nun unter dem düsteren Gewölbe der Lodbrog'schen Gruft neben dem alten Grafen Lodbrog, welcher in seinem Sarge glücklich lächelt, weil sein Name nicht erlischt. Sie war schon so bleich, daß sie der Tod nicht bleicher machen konnte. Auf ihrem Grabmale ist eine liegende Statue mit gefalteten Händen, deren Füße auf einer Wundbündin aus Marmor, der treuen Gefährtin der Todten, ruhen. Niemand weiß, was Hedwig in ihrer letzten Stunde gesagt; aber der Priester, der ihre Beichte gehört hat, ist noch bleicher geworden als die Sterbende.

Olf, der braune und blonde Sohn Hedwig's, der Trostlosen, ist heute zwanzig Jahre alt. Er ist außerordentlich gewandt in allen ritterlichen Übungen; keiner führt den Bogen wie er; er spaltet den Pfeil wieder, der sich loeben erst ättern in das Herz des Opfers gebohrt. Ohne Bügel noch Sporen bändiget er die wildesten Pferde.

Niemals hat er eine Frau oder ein junges Mädchen angeblickt, ohne ihnen Liebe einzufloßen; aber keine von allen, die er geliebt, ist so glücklich gewesen. Die unselige Zwiespaltigkeit seines Charakters widersetzt sich jeglicher Glückseligkeit zwischen einer Frau und ihm. Die eine seiner Doppelnaturen fühlt Liebe, die andere Haß; bald siegt der grüne Stern, bald der rothe. Heute spricht er mit Begeisterung: „Wie herrlich seid ihr doch, ihr weichen Jungfrauen des Nordens, die ihr strahlend und rein wie die Eisgefilde des Poles; Augen mild wie Mondesglanz, Wangen vom röhlichen Scheine des Nordlichts gefärbt!“ Und morgen ruft er aus: „O Mädchen Italiens, von der Sonne vergoldet wie die glühenden Orangen! Ihr Flammenherzen in bronzefarbenem Busen!“ Aber das Betrüben war, daß diese entgegengegesetzten Empfindungen aus einem aufrichtigen Herzen kamen.

Ach ihr armen Verlassenen, traurig klagende Schotten! Ihr selbst geht ihr keiner Schuld; denn ihr wißt, daß er unglücklichler als ihr. Sein Herz aleicht einem Kampfsplatz, welcher ohne Unterlaß von den Füßen zweier Gegner zerstampft wird.